

Die Formen des Betruges.

Die Wahrsagerin.

Der Verbrecher, der selbst oft von Aberglauben befangen ist, der bei Verübung seiner Taten Dinge begeht, die ihm der Aberglaube eingibt, benützt auch den Aberglauben anderer, um diese zu betrügen. „Jedioner“ nennen die Verbrecher jene Genossen, welche als Wahrsager den Dummen das Geld abnehmen.

Die Zigeunerin prophezeit die Zukunft aus den Linien der inneren Handfläche; die Wahrsagerin, die in der Stadt lebt, ihre große Klientel, ihre reichen Einkünfte hat, benützt die Karten oder den Kaffeesatz bei ihrer Kunst. Beim Wahrsagen mit Hilfe der Karten, beim „Kefesen“, prophezeien die Farben und die Figuren die Zukunft. So wird Rot Liebe und Glück, Grün Unannehmlichkeiten, Krankheit und überhaupt nur Schlechtes bedeuten; Schell kündigt eine böse Nachricht, eine Falschheit an und Eichel ist wieder eine Karte der Freude, sie bedeutet Geschenke und Geld.

Trotz der Aufklärung des Publikums, trotz der Bestrafung der Betrügerinnen, ist es nicht möglich gewesen, die Wahrsagerinnen auszurotten. Da lebt in Wien, in Mariahilf, eine alte Frau, die früher mit Not und Sorge zu kämpfen hatte und der es jetzt glänzend geht, seitdem sie die Wahrsagerei betreibt. Sie hält sich eine große

Wohnung und eine Empfangsdame. Die Empfangsdame hat einen Höcker, den jeder der Kommenden berühren muß. Die Berührung eines Buckels bringt Glück, sagt der Aberglaube. Das Wartezimmer der modernen Pythia ist stets von Klienten gefüllt und man wird auf eine harte Geduldsprobe gestellt, bis man in den Salon der Wahrsagerin gelangt. Nirgends ein Skelett, kein Totenschädel, keine Hieroglyphen. „Ich hasse diesen Schwindel!“ sagt die Wahrsagerin. „Wem Gott die Sehergabe geschenkt hat, der braucht diesen Tand nicht!“

Sie weisagt aus dem Kaffeesatz. Bedächtig und langsam schlürft sie den schwarzen Kaffee, das fein zerriebene Surrogat in der Schale zurücklassend. Der Besucher muß dreimal stark in seine leere Tasse hauchen und auf diese gießt die Prophetin dann den Kaffeesatz aus. Die Tasse wird dann auf einer Platte umgestürzt, die Wahrsagerin schwenkt Tasse und Platte umher und murmelt dabei unverständliche Laute, dann hebt sie die Tasse auf. Der Kaffeesatz ist in die Platte heruntergelaufen und hat an der Innenwand der Schale Rinnen und Windungen, Verzweigungen und Flecke zurückgelassen. Die Alte setzt ihre Brille auf, ihr „Geisterglas“, wie sie sagt, und studiert mit Eifer die Linien des in der Schale eingetrockneten Kaffeesatzes. Die geraden Rinnen, welche ohne Kreuzung bis zum Rande der Tasse laufen, bedeuten Glück, die gekreuzten sagen das Gegenteil. In den verworrenen Flecken will sie mit viel Phantasie Zeichnungen sehen. So einen Fuchs, der Falschheit bedeutet, einen Fisch, der Unangenehmes prophezeit, einen Anker, welcher gute Hoffnung weisagt. Vögel werden als gute Freunde, Hunde als frohe Botschaft, Punkte für Briefe, Weintrauben für Glück, Rosen für Ehre und Tauben für Gewinn ausgelegt. Die Leute glauben den Verheißungen der Wahrsagerin und bilden

sich selbst ein, hier den Kopf eines Vogels oder auf dem Schalengrunde die Blätter einer Rose gesehen zu haben, und voll neuer Hoffnungen oder hoffnungslos verlassen sie nach Bezahlung der Gebühr den Salon der Prophetin. Das Wahrsagen ist ein Betrug, der nur auf der Dummheit des Publikums basiert.

In der Fabrik des Stampiglienfälschers.

Eine Ortschaft ist abgebrannt. Grenzenloses Elend hat die Feuersbrunst verursacht. Die Einwohner sind obdachlos geworden, Not und Sorge sind dort eingezogen, wo früher leidliche Zufriedenheit war. Notstandsaktionen werden für die Bedrängten eingeleitet, die Tagesblätter veröffentlichen Aufrufe. Aber wie die Masgeier nach der Schlacht, so kommt hier das Verbrechen nach dem Unglück, um seinen trüben Vorteil zu finden.

Nicht bettelnd, nicht flehend kommt der Betrüger. Mit Selbstbewußtsein tritt er auf, als der Bevollmächtigte des organisierten Hilfskomitees. Er bittet nicht für sich, sondern für die armen Abbrandler. Er sendet seine Visitkarte dem bekannten Wohltäter, dem hohen Offizier, dem großen Industriellen und Fabriksherrn, dem Kaufmann, dem Bankier. Unter dem Namen, dem etwa ein „Ritter von“ vorgelegt ist, liest man auf der Visitkarte, daß der Angemeldete Besitzer vieler Ordensauszeichnungen und von dem Hilfskomitee für die Abbrandler mit dem Einsammeln von Spenden betraut sei.

Ein mit einiger Eleganz gekleideter Herr, der formgewandt das Zimmer betritt und mit großer Beredsamkeit all die Schrecknisse schildert, welche die Feuersbrunst in der so gewerbefleißigen Ortschaft verursacht hat. Die

Bewohner ringen mit dem Hungertode, und nie mehr könnten die kleinen Häuschen, die vor dem Brande so viel Glück und Zufriedenheit bargen, wieder erstehen, wenn nicht edle Wohltäter ihr Scherflein dazu beitragen wollten. Und dann slicht er in seine Rede ein, wie vorsichtig man bei Verabfolgung von Spenden sein müsse. Die Wohltätigkeitschwindler nehmen den wirklich Bedürftigen die Spenden weg, der Wohltäter ist der Betrogene, der Arme ist geschädigt. Aber dieser krasse Fall schreit nach Abhilfe, und er hoffe, keine Fehlbitte an das edle Herz des Angesprochenen gemacht zu haben.

Bei diesen Worten legt er ein Buch auf den Tisch, auf dessen ersten Seiten die gräßliche Notlage der armen Abbrandler kurz skizziert ist. Dann folgt die Erklärung, daß der betreffende Herr Ritter von . . . mit der Einnahme von Spenden betraut worden sei. Eine große Stampiglie der Gemeindevorsteherung und ein zweiter Stempel des Hilfskomitees erwecken den Schein der Echtheit. Man blättert das Buch durch und findet, daß der große Teppichfabrikant 300 Kronen, der Wechselstubenbesitzer 100 Kronen, das Großhandlungshaus dieselbe Summe gespendet hat usw. Neben jeder Spende ist die Stampiglie der betreffenden Firma eingefügt. Man will hinter diesen Spendern nicht zurückbleiben, ein bißchen Eitelkeit spielt noch mit, man zeichnet ebenfalls einen Betrag in das Buch ein, setzt die Stampiglie oder die Unterschrift daneben. Der Bevollmächtigte des Hilfskomitees übernimmt das Geld und dankt im Namen der Beschenkten. Man glaubt ein gutes Werk getan zu haben, und der Schwindler entfernt sich mit dem Gelde. Er hat ein leicht zu betörendes Opfer gefunden. Der Betrug wird nur in wenigen Fällen entdeckt und der Gefoppte schämt sich dann oft, die Polizei zu verständigen, weil er eingestehen müßte, daß er einem Betrüger aufgefressen ist.

Tausende und Tausende werden alljährlich auf diese oder ähnliche Weise herausgelockt. Es ist ein reicher, gefahrloser Gewinn, der dem Verbrecher nicht nur ein sorgenloses, sondern sogar ein luxuriöses Leben sichert. Oft teilt er seinen Gewinn noch mit seinem Komplizen, dem „Fleppenmelochner“, der ihm die falschen Stampiglien erzeugt.

Der „Fleppenmelochner“ ist ein früherer Stampiglienarbeiter, ein Kupferstecher, Steindrucker, Chemigraph oder dergleichen. Die ehrliche Arbeit wirft freilich nicht soviel ab als das Verbrechen, und seit Jahren schon hat er keine Arbeit in einem Geschäfte gesucht. Er hat seine eigenen Kunden, die ihn auffuchen. Bald ist es ein Vagabund, der schon lange keine Arbeit hatte und deshalb die Polizei fürchtet. Er geht zu dem „Fleppenmelochner“ und erhält von ihm „linke Fleppen“. Das heißt, er läßt sich mit Hilfe gefälschter Stampiglien im Arbeitsbuche bescheinigen, daß er drei Monate im „Hüttenwerk zu Königswalde“, ein halbes Jahr bei dem „Kohlenhändler Berger und Sohn“ in Stuttgart, dann zwei Monate als Aushilfskutscher bei der „Speditionsfirma Guttenberg“ gearbeitet und sich treu, fleißig und ehrlich verhalten hat. Der „Fleppenmelochner“ hat immer eine Anzahl derartiger falscher Stampiglien in Vorrat und verkauft sie je nach den Umständen um gute oder geringe Preise. Auch bei der Erbringung von falschen Alibibeweisen kann der Stampiglienfälscher aushelfen. Er hat auch dem Bevollmächtigten des Hilfskomitees für die armen Abbrandler das Gemeindesiegel, die Stampiglie des Hilfskomitees und die Stampiglien jener großen Firmen gefälscht, die angeblich große Spenden gemacht haben und als Köder für die Opfer dienen sollen, die dann betrogen werden.

Kautschuk und Kork, Schiefer und Holz werden zur

Herstellung von Stampiglien verwendet. Mit den handwerksmäßigen Instrumenten oder mit einem scharfen spizigen Messer, mit einer in einem Holzschast eingeklemmten Nadel sind die Fälschungen alsbald hergestellt, Drucker-schwärze, Tinte oder Stampiglienfarbe ist überall leicht erhältlich; ohne Regie, ohne Gefahr wirft dieses Verbrechen, das Jahre hindurch straflos und unentdeckt betrieben wird, einen reichlichen Gewinn ab.

Der Wohltätigkeitschwindel.

Hier gleich sei einiges über den Wohltätigkeitschwindel gesagt, der auch ein gewerbsmäßiges Verbrechen ist und alljährlich großen Schaden verursacht. Der Schade ist ein doppelter, weil der Wohltäter betrogen wird und der Schwindler das dem Spender abgenommene Geld dem hilflosen Armen entzieht.

Es ist nicht unbekannt, daß mancher Bettler auf der Straße, der Gebrechen heuchelt, dessen Gesicht durch Brandmale entstellt ist, ein Schwindler ist, der sich einem Schauspieler gleich schminkt, um die Mildtätigkeit wachzurufen. Oft erfährt man nach dem Tode eines Bettlers, daß er ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen hat. Der Betrüger muß ja stets ein guter Schauspieler sein, der seine Rolle gut einstudiert hat. Er muß aber nicht nur seine Rolle kennen, er muß auch wissen, in welchem Kleide, mit welcher Maske er auftreten soll. Bandagen werden zur künstlichen Herstellung von Verkrüppelungen verwendet, mit Schminke und Ruß werden Brandmale im Gesicht erzeugt, Feuerstein wird oft zu Äkungen benützt.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Bettler Betrüger sind, es ist aber sicher, daß viele der Almosen

unwürdig sind, die sie sich erbetteln. So saß in der Nähe der Wiener Stefanskirche Jahre hindurch ein altes Weib, das typische Bild des Elends. Das Gesicht war durch Narben entstellt, das graue Haar hing der Alten ungepflegt in die Stirne herab. In ihrem fadenscheinigen Gewand schien sie zu erschauern, wenn der Wind durch die Straßen blies. Jeder der frommen Kirchenbesucher gab der Alten ein Almosen; reichlich flossen die Spenden. Jahrelang hatte sich die Alte verstellt, jahrelang hatte sie gebettelt, und erst nach ihrem Tode erfuhr man, daß sie in Mauer eine kleine Villa besessen hatte und dort mit ihrer Tochter wohnte. Sie hielt sich einen Gärtner und eine Köchin, ihre Tochter ließ sie gut erziehen, dreimal wöchentlich kam eine Französin und eine Klavierlehrerin in das Haus. Es machte damals nicht geringes Aufsehen, als man erfuhr, daß die Bettlerin von Sankt Stefan Villenbesitzerin in Mauer war und ein Vermögen von nahezu 80000 Kronen ihrer Tochter hinterlassen hatte.

Ebenso hat sich schon der Fall ereignet, daß ein Weib, das auf der Straße anscheinend von Krämpfen befallen wurde, das die Umstehenden anjammerte, ihnen erzählte, daß es schon seit Tagen nichts gegessen habe, gelogen hat. Sie wollte nur das Mitleid wachrufen, um Spenden zu erhalten. Ein Detektive benützte einmal einen freien Abend dazu, um einem Kinde nachzugehen, das spät abends auf der Straße bettelte. Das Kind erzählte den Passanten, daß sein Vater schon seit Jahren tot sei, die Mutter schwer krank im Spitale liege und daß zu Hause die kleineren Geschwister hungernd auf ein Stückchen Brot warten. Der Knabe erhielt reichliche Spenden. Der Detektive ging dem kleinen Bettler nach, bis nach Ottakring hinaus. Hier betrat der Knabe ein Wirtshaus und übergab seine ganze Beute seinen Eltern,

die im Wirtshause lustig zechten und mit den Gläsern aneinanderstoßend auf die Dummheit des mildtätigen Publikums tranken. Dieser Vorfall wurde auch in einer Lokalposse ausgenützt, in welcher ein Bettelkind sagte: „Vater habe ich überhaupt keinen gehabt, und die Mutter ist noch vor meiner Geburt gestorben!“

Auch die Redaktionen der meisten Wiener Zeitungen sind vor kurzer Zeit einer Schwindlerin aufgefressen. Da kam eine Frau, welche eine jammervolle Geschichte ihres Elends erzählte. Sie hatte aus Liebe einen jungen Ingenieur geheiratet, der in einem Fabriketablissemment eine gute Stellung hatte. Doch das Glück war nicht von langer Dauer. Der Fabrikant selbst stellte der Gattin seines Ingenieurs nach, und da diese sich seinen Wünschen nicht gefügig zeigte, verlor der Mann den Posten. Er hoffte bald wieder anderwärts unterzukommen, doch all sein Bemühen war vergeblich. Entweder waren alle Posten besetzt, oder sein früherer Dienstgeber erteilte aus Rache über ihn eine derart schlechte Auskunft, daß man seine Dienste nicht akzeptieren wollte. In den krassesten Farben, aber mit überzeugungstreuer Beredsamkeit schilderte die Frau sodann, wie das Elend an ihre Familie herantrat, wie alles in das Versakamt wandert, wie der quälende Hunger kam und dann die Obdachlosigkeit. Und dann kam für sie das größte Unglück. Ihr Gatte wurde infolge der Sorgen plötzlich wahnsinnig und nun stand die Frau allein in der Welt, ohne Obdach, ohne Arbeit, ohne die Möglichkeit, ihren drei kleinen Kindern Brot geben zu können. Die Wiener Tagesblätter nahmen sich dieser Frau an, große Artikel über das von der Bittstellerin geschilderte Elend wurden veröffentlicht und sie ergaben eine Sammlung von vielen Hunderten von Kronen, Spenden mildtätiger Leser. Später freilich erfuhr man, daß diese Frau im Wagen bei den verschiedenen

Redaktionen vorgefahren war, um die Spenden in Empfang zu nehmen, daß ihr Gatte nie Ingenieur gewesen ist und daß sich derselbe nicht in der Irrenanstalt befand. Das Ehepaar, das von diesem Schwindel lebte, hatte eine ganz nette Wohnung, täglich kamen Braten und Wein auf den Tisch, die Wochentagspeisen dieser Betrüger waren viel besser als das Feiertagsmenu eines kleinen Beamten.

Eine andere Art des Wohltätigkeitschwindels betreibt eine in Wien schon so ziemlich bekannte Frau, Franziska Holzbauer. Sie verübt ganz ungefährliche Selbstmordversuche auf der Straße, um dadurch Mitleid zu erregen. Eine kleine Dosis Phosphor genügt ihr. Sie stürzt zusammen, windet sich in Krämpfen und streckt die Hand aus — um Spenden zu übernehmen. Die Rettungsgesellschaft bringt sie dann in das Spital, das sie nach wenigen Tagen wieder geheilt entläßt. Nach polizeilichem Ausweise hat Franziska Holzbauer in den zwei letzten Jahren nicht weniger als 135 derartige Selbstmorde versucht.

Eine der wichtigsten beruflichen Tätigkeiten dieser Wohltätigkeitschwindler ist das „Siberlselfern“, das Bettelbriefschreiben. Auf zehn Betteleien kommt wenigstens eine Spende. Eine der auffallendsten Figuren aus dieser dunklen Welt ist in Wien ganz allgemein bekannt. Sie hatte in einem Mordprozeß die Hauptrolle gespielt, der vor Jahren in Wien viel Aufsehen erregt hat. Eine Prostituierte, namens Anna Balogh, war in ihrer Wohnung erdroffelt aufgefunden worden und eine Kollegin der Ermordeten, Katharina Steiner, wurde unter dem Verdacht der Schuld verhaftet. Bei der Polizei und bei Gericht, bei den Einvernahmen und bei der Verhandlung benahm sich die Beschuldigte auf ihre Unschuld bauend und in dem sicheren Glauben, daß ihr, der Unschuldigen,

nichts geschehen könne, sehr ungeniert, beinahe frech. Aber dies wurde ihr als Zynismus ausgelegt, das Verdikt lautete auf: „Schuldig.“ Die verhängte Todesstrafe wurde durch einen kaiserlichen Gnadenakt in lebenslänglichen Kerker verwandelt, und Katharina Steiner wurde in die Strafanstalt abgeführt. Einige Jahre nachher verübte ein Mann, namens Warschauer, in Wien einen Selbstmord. Vor Ausführung der Tat hatte er an die Polizei einen Brief gerichtet, in welchem er der Behörde mitteilte, daß ein Justizmord geschehen sei, daß er und nicht die in Haft befindliche Katharina Steiner den Mord in der Annagasse an der Prostituierten Balogh verübt habe.

Katharina Steiner wurde in Freiheit gesetzt und sie verlegte sich von da an ganz auf das „Giberlfelbern“, das sie nun schon jahrelang betreibt. Sie hat sich sogar eigenes Briefpapier drucken lassen, auf dessen Kopf zu lesen war: „Die unschuldig zum Tode verurteilte und unschuldig in Haft behaltene Katharina Steiner.“

Die Ausrede, unter der sie bettelt, beruht wenigstens auf Wahrheit. Ganz ungeahnt groß aber ist die Zahl der „Giberlfelberer“, welche die mitleiderregendsten Geschichten erfinden, welche dieses Geschäft so betreiben, wie der Kaufmann das seine, welche stets Leichtgläubige finden, „Wurzen“, welche ihnen hereinfallen. Die Wohltätigkeits-schwindler werden im Verbrecherjargon als „Tarchener“ bezeichnet.

Der Schatzgräber.

Der „Sefelgräber“ oder Schatzgräber früherer Zeit arbeitete ganz anders als sein moderner Nachahmer. Früher wurde das „Sefelgraben“ meist von wandernden Wahrjagern betrieben. Sie gaben an, einen verborgenen

Ort zu kennen, an dem ein Schatz, von einem bösen Geiste bewacht, vergraben liege. Der böse Geist könne durch Zauberformeln, mit Drudenbüchern, mit dem Christophelesgebet usw. vertrieben werden. Der Ort, an welchem der Schatz liege, sei mit Wünschelruten, Urkräutern leicht zu finden. Der Sesselgräber ließ sich Geld zum Einkauf der Gegenstände geben und reiste ab, um nicht mehr wiederzukehren, oder er machte sein Hokuspokus und verschwand, während die Betrogenen eifrig nachgruben und für nichts Sinn hatten, als für die großen Schätze, die ihnen in Aussicht gestellt waren.

Ganz anders inszeniert der moderne Schatzschwindler seinen Trick. Der wohlhabende Mann, auf den er es abgesehen hat, erhält eines Tages ein Schreiben, das meist den Poststempel einer spanischen Stadt trägt. Er ist sehr erstaunt, er kennt niemanden in Spanien, nur mit Zögern öffnet er das Kuvert. Er liest dann nachstehende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr! Einem gemeinsamen Freunde verdanke ich die Kenntnis Ihres Namens und Ihrer Adresse. Von ihm weiß ich auch, daß ich mich getrost an Sie wenden kann, daß Sie mein Geheimnis nicht verraten und mir behilflich sein werden, wieder zu meinem großen Vermögen zu gelangen, das mir mächtige Feinde entreißen wollen. Ihre Hilfe soll keine bloße Gefälligkeit sein. Sie, der Retter meines Vermögens, sollen die Hälfte des Geldes erhalten.

Ich bin spanischer Edelmann, habe mich aber wegen meiner Heirat mit einem bürgerlichen Mädchen mit den Meinen entzweit. Diese Heirat können mir meine hochgeborenen Angehörigen nicht verzeihen und ich ziehe wohl keinen falschen Schluß, wenn ich glaube, daß der plötzliche Tod meiner innigst geliebten Gattin kein Zufall, sondern ein Verbrechen war. Ich wollte die Gerichte

anrufen, doch meine einflußreichen Verwandten machten meine Bemühungen zu nichts. Ich ahnte, daß es den Leuten nur um mein großes Vermögen zu tun war und deshalb vergrub ich das Bargeld und alle alten Familienschmuckstücke an einem einsamen Orte, den niemand außer mir kennt. Der vergrabene Schatz repräsentiert einen Wert von drei Millionen.

Meine Verwandten ruhten nicht. Sie denunzierten mich und so wurde ich unter einer falschen Anklage verhaftet und befinde mich jetzt in Untersuchung. Man wollte mir das Geheimnis erpressen, wo ich das Geld verborgen habe, doch ich gestand nichts. Wenn ich jetzt Geld zur Verfügung hätte, könnte ich leicht die Wächter bestechen, entfliehen und dann vom Auslande aus, die Lügen meiner nichtswürdigen Ankläger widerlegen.

Deshalb wende ich mich an Sie. Wenn Sie tausend Kronen riskieren wollten, um in den Besitz einer Million zu gelangen, so senden Sie dieses Geld an ‚Don Rodrigo Vasqualez, Valencia, poste restante‘. Dieser Vertrauensmann wird mir die Summe überbringen und ich könnte damit vor den Aufsehern erlangen, daß sie mich die Skizze zeichnen und an Sie absenden ließen, welche die genaue Beschreibung des Versteckes enthalten würde. Sie könnten dann selbst hierher kommen, oder durch einen Vertrauensmann den Schatz heben lassen. Eine Million behalten Sie dann für sich, den Rest senden Sie mir durch Rodrigo Vasqualez. Habe ich mich dann mit Hilfe des Geldes befreit, komme ich sofort zu Ihnen, um Ihnen, meinem Retter, zu danken. In der Hoffnung, daß Sie dieses Geschäft machen, bin ich Ihr ergebenster — — —“

Es folgt sodann eine lange, meist unleserliche Unterschrift. Der Adressat wird den Brief nochmals lesen, ihn

dann entweder in den Papierkorb werfen oder darauf reagieren. Obwohl dieser Schwindel recht plump angelegt ist, fallen von hundert Leuten doch zehn hinein und wenn sie dann die Zeit belehrt, daß sie betrogen wurden, so erstatten sie keine Anzeige, sie schämen sich, aufgefressen zu sein und verschmerzen lieber den Verlust, als daß sie ihre Dummheit eingestehen.

Der Geldagent.

Als Geldgeber und Geldagent tritt eine Sorte von Verbrechern auf, welche in allen Ländern, in allen Städten vorkommt und der die Polizeibehörden leider zu geringe Aufmerksamkeit zuwenden. Diese rücksichtslosen Ausbeuter verursachen den Ruin so vieler junger Leute, sie haben oft den Tod der von ihnen zugrunde Gerichteten auf dem Gewissen. Es ist übrigens ein Hohn von ihrem Gewissen zu reden, sie haben keines. Diese Menschen lassen sich's gut gehen, kleiden sich elegant, sind in den vornehmsten Restaurants zu finden, fahren im Fiaker und leben wie reiche Leute. Die Wuchergesetze, die Regelung des Wechselverkehrs hat dem Treiben dieser Verbrecher absolut keinen Einhalt geboten. Sie können wohl jetzt für ein Darlehen nicht mehr 20 Prozent Zinsen verlangen, nehmen dafür aber 30 Prozent und noch mehr vorhinein.

Der Geldagent, welcher mit dem Darlehenswerber zuerst in Verkehr tritt, läßt sich Vorspesen für Informationswege, Fahrten zu dem eigentlichen Vermittler und Provisionen bezahlen. Der eigentliche Vermittler erhält den zweiten Anteil. Er weiß angeblich von einem Geldgeber in der Provinz, welcher das Geld bei genügender Sicherstellung gegen geringen Gewinn vorstrecken

würde. Die Fahrt zu diesem angeblichen Geldgeber in die Provinz muß selbstverständlich auch der Darlehenswerber bezahlen. Der Vermittler kehrt dann wieder zurück. Der Geldmann, der sich durch ein Strohmannensystem deckt, will das Geschäft nicht recht machen. Bargeld will er keinesfalls hergeben, eher würde er sich auf eine Warenlieferung einlassen. Der Agent schwätzt so dem Opfer einen Waggon Särge, eine Ladung Champagner, eine Quantität Getreide auf. Die Waren lassen sich, so behauptet er, leicht wieder verkaufen; er selbst wisse Agenten, die gegen eine geringe Provision den Verkauf besorgen würden. Der Geldbedürftige, der schon so viele Vorspeisen gehabt hat, läßt sich betören. Er unterschreibt das Akzept auf 10 000 Kronen, die mit 3 Prozent Zinsen nach 6 Monaten fällig sein sollen und bezieht dann den Waggon Särge. Der Verkaufsagent, der vierte Komplize im Bunde, kann beim Verkauf für diese Särge nur 6000 Kronen erzielen. 600 Kronen erhält er für seine Bemühungen. Ebensoviele beanspruchen die beiden Agenten, welche das Geschäft vermittelt haben und die Vorspeisen werden mit 400 Kronen berechnet. Der Betrogene erhält demnach 4400 Kronen bar, wofür er ein auf 10 000 Kronen nebst 3 Prozent Zinsen laufendes Akzept ausgestellt hat.

Akzente, auf denen eine Girounterschrift vom Akzeptanten sichtlich gefälscht ist, nehmen die Geldgeber oft noch viel lieber als echte. Sie wissen, daß Akzente mit falschen Unterschriften viel sicherer eingelöst werden, da der Fälscher und seine Familie alles mögliche aufbieten werden, um den Schuldigen vor dem Kriminal zu retten. Ein erst seit kurzer Zeit eingeführter Trick der Geldagenten besteht auch darin, daß sie für eine Versicherungsgesellschaft agentieren und die Gewährung eines Darlehens davon abhängig machen, daß sich der Dar-

Lehenswerber in die betreffende Versicherungsgesellschaft aufnehmen läßt. Die von der Gesellschaft ausbezahlte Provisionsprämie fällt dem Agenten zu und ist deshalb auch als ein freilich nicht strafbarer Wucherzins zu betrachten. Der Polizei ist das Treiben dieser Geldagenten, ihre Namen, ihre Vorder- und Hintermänner wohl bekannt, aber diese Art von Verbrecher erfreut sich in Wien, wie in den meisten Städten des Kontinents, einer erstaunlichen Schonung.

Der Erpresser.

Das Verbrechen des gewerbsmäßigen oder zufälligen Erpressers zu spezialisieren, ist wirklich ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt Hunderte von Abarten, Hunderte von Möglichkeiten bei der Ausführung dieses Verbrechens. Der eine erfährt durch Zufall etwas über einen zweiten, hält die Kenntnis jahrelang geheim, bis er eines Tages, sei es infolge pekuniärer Bedrängnis, sei es infolge persönlicher Feindschaft, oder infolge des schlechten Rates eines dritten, sein und des anderen Geheimnis zu Erpressungen benutzt. Die verheiratete Frau, welche er bei einer Liebschaft, bei einem heimlichen Rendezvous ertappt, den Kaufmann, der in seiner Jugend etwas Unrechtes begangen hat, der Offizier, welcher einmal in bedrängter Lage bei der Beschaffung von Geld nicht allzu skrupellos gewesen ist, sie sind alle dem Erpresser auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, sie zittern vor ihm, da er immerwährend mit der Anzeige oder mit öffentlichem Skandal drohen kann. Jahrelang zehrt oft der Erpresser von seinen Opfern. Er fürchtet weder die Polizei noch die Gerichte. Er weiß, daß er nicht zur Anzeige gebracht wird, denn sein Fall hätte ja auch den

seiner Opfer zur Folge. Die so lange Jahre hindurch mit so großen Mitteln erkaufte Verhütung des Skandales wäre nutzlos gewesen. Mit der Anzeige gegen den Erpresser wäre auch das gehütete Geheimnis der Öffentlichkeit preisgegeben.

Ein Fall von Erpressung sei hier mitgeteilt, der fast unter den Augen der Behörden seit einer Reihe von Jahren durchgeführt wird, ohne daß man imstande wäre, den Erpresser an den Leib zu gehen. Im Gegenteil, sein Verbrechen ist sein Metier geworden und nährt ihn seit geraumer Zeit, wenn auch nicht rechtlich, so doch reichlich.

Der Erpresser ist ein hübscher, elegant gekleideter Mensch, den man überall, in allen Vergnügungslokalen Wiens, auf dem Turf, in den Kurorten der Monarchie, im Winter in Monte Carlo begegnen kann. Er lebt auf großem Fuß und nur sehr wenige Leute wissen, woher er eigentlich seine Einkünfte bezieht. In seiner Begleitung sieht man oft seine Frau, eine hübsche, blendende Erscheinung, Modedame vom Scheitel bis zur Zehe, auffallend durch ihr reizendes Gesicht, durch ihre herrliche Gestalt, durch die Eleganz ihrer nach der letzten Pariser Mode hergestellten Toiletten. Die dunklen Punkte in der Vergangenheit der Frau reihen sich zu einer schon beinahe schwarzen Fläche aneinander. Seitdem die Frau verheiratet ist, kann man ihr aber nicht nachsagen, daß sie ihrem Manne untreu geworden wäre. Wenigstens nicht ohne sein Wissen und Wollen. Wenn sie es dennoch manchmal mit der ehelichen Treue nicht genau nahm, so tat sie dies im Einverständnis mit dem Gatten, um dadurch Mittel für den luxuriösen Haushalt zu beschaffen. Hauptsächlich angelt sie nach verheirateten Männern, die entweder infolge ihrer sozialen Position, oder infolge ihrer Geburt in der Gesellschaft hervorragende Stellen einnehmen.

So hatte die Frau vor wenigen Jahren einen russischen Aristokraten in ihre Netze gelockt. Sie ließ sich von ihm wertvolle Geschenke machen, kam mit ihm bei Tag in Cafés und Restaurants zusammen, unternahm mit ihrem Verehrer Wagenfahrten und die Leidenschaft des russischen Aristokraten für die hübsche Frau wurde immer verzehrender. Doch sie wollte lange nichts von einer Zusammenkunft an einem Orte wissen, an dem sie ungestört im tête-à-tête wären. Ihr Mann sei furchtbar eifersüchtig, er ließe sie bewachen, könnte sie überraschen und eine furchtbare Szene wäre unvermeidlich, sagte sie.

Doch der russische Graf wußte ihre Bedenken zu zerstreuen und die Frau versprach, ihren Verehrer nachmittags zu besuchen, in das Hotelzimmer zu kommen, das der Graf in einem der ersten Wiener Hotels bewohnte. Sie hielt Wort, der Graf schwelgte in Seligkeit. Die beiden plauderten anfangs, dann wurde der Verliebte zutraulicher, er glaubte bereits das lang ersehnte Ziel vor sich zu sehen, als heftig an die Zimmertür gepocht wurde.

„Aufmachen, oder ich schlage die Türe ein!“, hörte er draußen eine Männerstimme rufen. Es war der Gatte der Frau, die sich beim Grafen befand. Nach längerem Parlamentieren, während dessen die Stimme des Mannes auf dem Gange immer lauter, immer drohender wurde, während die Frau eine meisterhafte Szene an Furcht und Angst spielte, wurde die Tür geöffnet. Der Mann gab seiner Frau im Komödiespielen nichts nach. Die Szene war trefflich einstudiert. Verzweiflung, Reue, Bitten und Flehen auf der einen Seite; Schimpfen, Drohen und Erbarmungslosigkeit auf der anderen.

„Aber Sie sollen es büßen!“, wendete sich der wut-

schäumende Gatte gegen den Aristokraten. „Gegen Sie erstatte ich die Anzeige wegen Ehebruch, Sie haben meine Frau verführt, mein Eheglück zerstört. Sie werden nach österreichischen Gesetzen strenge bestraft werden. Ihre Frau, ihre Kinder sollen es erfahren. Alle Zeitungen werden über Ihre Schandtaten berichten. Duellieren werde ich mich nicht, aber verhaften werde ich Sie lassen, da Sie ein fluchtverdächtiger Ausländer sind!“

Die Drohung erfüllte ihren Zweck. Der russische Graf fürchtete den Skandal, lieber wollte er Opfer bringen. Die „beleidigte Ehre“ des „betrogenen Gatten“ ließ sich wieder reparieren und zum Schlusse erklärte sich dieser einverstanden, gegen eine Zahlung von 20 000 Kronen, weder gerichtliche Schritte einzuleiten, noch öffentlich Skandal zu schlagen. Er erhielt das Geld, versetzte seiner Gattin einen Rippenstoß, indem er sagte: „Auf dich werde ich aber jetzt gut aufpassen müssen! Du darfst allein nicht mehr aus dem Hause!“

Die beiden entfernten sich und der Graf bedauerte unendlich, daß sein schöner Traum in ein Nichts zerfallen, daß seine Angebetete von ihrem eifersüchtigen Gatten entführt worden war. Er hatte keine Ahnung, daß der Plan und die Ausführung zwischen dem Ehepaare genau vorher besprochen war, daß die Frau ihrem würdigen Gatten die Zeit der Zusammenkunft und die Nummer des Hotelzimmers angegeben hatte.

Für eine Zeit genügten die 20 000 Kronen und dann spielte der Erpresser wieder vor einem ungarischen Baron, vor einem deutschen Gutsbesitzer und vor verschiedenen anderen Verehrern seiner hübschen Frau die Rolle des Othello. Ein Gastspielhonorar von 20 000 Kronen für ein einmaliges Auftreten ist übrigens eine ganz hübsche Bezahlung.

Der Walzbruder.

Die „Walzbrüder“, von denen hier die Rede ist, eine ganz eigenartige Sorte von Betrügern und Vagabunden, findet man nicht in zerlumptem Kostüm auf staubiger Landstraße; sie reisen bequem im Eisenbahn-coupé von einer Stadt zur andern, ihre Kleidung ist nett, wenn auch nicht elegant. Jahre, ja ein ganzes Menschenalter hindurch leben sie auf Kosten anderer, gefoppter Leute. Die Reisen dieser „Walzbrüder“ oder „Speckjäger“, wie sie heißen, sind nicht uninteressant und jedenfalls weiß ein solcher Vagaband interessantere Reiseerlebnisse zu berichten, als der vornehme Reisende, der im Schnellzug I. Klasse die Länder durchfährt, gelangweilt den Bäderker durchblättert und nur hie und da einen Blick aus dem Coupéfenster auf die Gegend wirft.

Der „Walzbruder“ benötigt ein gewisses Anfangskapital. Er darf nicht darauf warten, bis er ganz „zernepft“ ist, das heißt, bis sich seine Kleidung in einem total defekten Zustand befindet. Denn er muß sich in netten Kleidern repräsentieren können, wenn er auf Erfolg rechnen will. Er spricht als reisender Handwerksbursche, als postenloser Korrespondent oder Buchhalter, als Kammerdiener usw. vor und bittet um Beschäftigung. Arbeit wird er in den seltensten Fällen erhalten, das würde ihm auch gar nicht behagen. Er hat es nur darauf abgesehen, die Leute „anzusempern“, das heißt, um eine Wegzehrung zu bitten, wenn sie ihn nicht beschäftigen können. Er legt seine Zeugnisse vor. Es sind selbstverständlich lauter „linke Fleppen“, falsche Zeugnisse. Dem „vorzüglich belobten Buchhalter“, der nur deshalb entlassen werden mußte, weil sich die Firma aufgelöst hat, wie es in der „linken Fleppen“ heißt, schenkt man vollen Glauben. Man würde sich schämen, ihn wie

einem gewöhnlichen Bettler eine kleine Münze zu geben, man gibt ihm eine Krone, einen Gulden. Zehn solcher Geschäftsgänge in einem Vormittag werfen einen ganz netten Verdienst ab. Dann bleiben noch die Konsulate, die vielen wohlthätigen Vereine und viele andere Stellen, an denen „gesempert“ werden kann. Hier lockt der „Walzbruder“ ein Fahrrad heraus, dort setzt er sich durch Betrug in den Besitz eines neuen Kleidungsstückes. Er steigt im Hotel ab und sucht dann den Fahrradhändler auf. Er wählt eine gute Marke, erlegt eine Angabe von 30 Kronen, nennt seinen Namen und das Hotel, in dem er abgestiegen ist. Das Fahrrad selbst will er sich erst an einem der nächsten Tage holen, bis er das Geld erhalten hat, das er angeblich erwartet. Dann kommt er wieder. Das schöne Wetter verlocke ihn, so sagt er, eine Radtour zu machen und er wolle sich eine Maschine ausborgen. Der Fahrradhändler, der sich bereits erkundigt hat und dem bestätigt wurde, daß der Mann in dem Hotel wohne, hat gar keinen Verdacht. Er hat ja 30 Kronen Angabe erhalten und der Kunde war so anständig, die Maschine nicht früher beziehen zu wollen, solange das Geld nicht erlegt sei. Der Händler schlägt es sogar aus, die Kaution für das Fahrrad zu übernehmen, die der „Walzbruder“ anbietet. Der „Speckjäger“ schwingt sich auf die Maschine und fauft zur nächsten Stadt davon, in die er seinen Koffer schon voraus hat expedieren lassen. Hier verkauft er das Rad, für das er ja nur 30 Kronen gegeben hat, für den vierfachen Betrag und „sempert“ sich wieder durch, wenn das Geld verbraucht ist. Im Gasthaus und in den Hotels verübt er Zechprellereien, mit großem Raffinement lockt er den Leuten noch Geld heraus. Auf der Straße bittet er den vorbeifahrenden Automobilisten ihn eine Strecke weit, wenigstens bis zu dem Gasthose an der

Straßenkreuzung mitzunehmen. Er müsse zu seinem sterbenden Vater und in dem Gasthose werde er schon Fahrgelegenheit bis zur nächsten Eisenbahnstation erhalten. Der Automobilist willfahrt der Bitte, im Benzinswagen fährt der Speckjäger beim Gasthose vor. Er läßt sich dort das Mahl trefflich munden und sagt dann dem Wirt, daß er nur zur Post gehe, um eine Depesche zu befördern. Wenn sein Bruder, der Automobilist, mittlerweile käme, solle er nur warten. Ohne Bedenken läßt der Wirt den Zechpreller gehen, er sieht ihn nie mehr wieder.

Auch die Eisenbahn wird auf originelle Weise geprellt. Der „Speckjäger“ löst nur ein Billet bis zur nächsten Station. Beim Betreten des Perrons wird die Fahrkarte kontrolliert. Im Coupé wirft der Betrüger das Billet sofort zum Fenster hinaus und fährt ruhig ohne Karte, stundenlang weiter. Beim Aussteigen soll er die Karte wieder vorweisen. Er tut, als ob er sie aufgeregt suchte. Natürlich findet er nichts. Der Bahnhofportier fragt ihn, woher er denn gekommen sei. „Ich bin erst in der letzten Station eingestiegen“, sagt der „Walzbruder“, „ich muß die Karte verloren haben!“

„Das kann ja vorkommen!“, erwidert gutmütig der Portier. „Die Fahrt von der letzten Station bis hierher kostet 30 Heller, da Sie die Karte verloren haben, müssen Sie dreifache Strafgeldern zahlen. Das macht also 90 Heller aus!“

Der Betrüger schickt sich an, nochmals seine Taschen zu durchsuchen und anscheinend nur ungern entschließt er sich zu der Zahlung der 90 Heller. Innerlich aber frohlockt er, denn er hat für dieses Geld die Fahrt gemacht, die sonst zehn Kronen kostet. So reisen die „Walzbrüder“ durch die ganze Welt, bald tauchen sie hier, bald dort auf, sie besuchen nie eine Stadt zum

zweiten Male, in der sie schon früher gesempert haben, sie arbeiten eigentlich nie und leben sehr gut von ihrem eigenartigen Bettel, der eigentlich eine der witzigsten Arten von Betrügereien darstellt.

Der Hochstapler.

Die beste Polizei kann gewisse Verbrechen nicht verhindern, solange das Publikum noch genügend einfältig ist, sich durch die Frechheit der Betrüger dupieren zu lassen. Alle Warnungen, alle Exempel sind fruchtlos geblieben. Der Hochstapler mit seinem klingenden Namen, der Heiratschwindler mit seinen Versprechungen, der Turfsschwindler mit seinen angeblich sicheren Tips, der betrügerische Agent mit seinem Redeschwall und den Antiquitätenfälscher mit seiner kunstvoll nachgeahmten Arbeit werden immer Opfer finden, deren Dummheit sie ausnützen.

Der vornehm aussehende Hochstapler, der als nobler Passagier vom Bahnhofe aus mit seinem umfangreichen Reisegepäck im eleganten Fiaker beim Hotel ersten Ranges vorfährt und sich dort unter erborgtem Namen meldet, findet immer ein ergiebiges Arbeitsfeld. Im Hotel spielt er den reichen Mann, beschenkt die Domestiken auf das freigebigste, so daß die Leute vor ihm tiefe Bücklinge machen. Die anderen Passagiere erkundigen sich, wer der reiche Fremde sei, sie rechnen es sich zur Ehre, eine so vornehme Bekanntschaft zu machen. Nach kurzer Zeit schon wird ihnen Gelegenheit gegeben, dem vornehmen Herrn aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen, was ihnen natürlich nur Vergnügen macht. Sie nehmen auch die Einladung zu einem Spielchen gerne an und verlieren ohne Bedauern ihr Geld, selbst-

verständlich auch ohne zu wissen, daß sie betrogen worden sind, daß ihr Partner mit dem Aussehen des vollendeten Edelmannes ein entlassener Sträfling ist.

Außerhalb des Hotels nimmt der Hochstapler den weitestgehenden Kredit in Anspruch. Vom Juwelier und dem Schneider läßt er sich Waren ins Haus senden, die er nicht bar bezahlt. Die Lieferanten ziehen vorher beim Hotelportier und beim Zimmerkellner Informationen ein und erhalten die beste Auskunft. Im Hotel kann man dem Manne wirklich nichts nachsagen. Er lebt fürstlich und infolge seiner Freigebigkeit steht er in der Gunst des Personals sehr hoch. Die Lieferanten haben keine Bedenken. Eines Tages reist der Herr ab. Er begleicht seine Hotelrechnung, läßt reiche Trinkgelder zurück, und bevor die Betrogenen von seiner Abreise erfahren und sich vergewissern, daß der Mann zur Führung seines hochtrabenden Titels gar nicht berechtigt war, ist der Hochstapler mit seiner Beute schon längst in einem anderen Lande, wo er wieder unter anderem Titel dieselben Streiche ausführt. Besonders beliebt bei den Industriern dieser Art sind die fashionablen Kurorte, in denen sie unter der Masse des internationalen, vornehmen Publikums leichter und unauffälliger manipulieren können.

Der letzte bedeutende Hochstapler, der in Wien verhaftet wurde, war der falsche Chevalier Hofmann, ein gewesener Tischlergehilfe. Er verstand es, sich Zutritt zu den Kreisen der höchsten Aristokratie zu verschaffen. Eine seiner kühnsten Betrügereien bestand darin, daß er in Fiume eine Yacht bauen ließ, mit deren Bestellung ihn — wie er sagte — die Kronprinzessin beauftragt habe. Es ist nicht aufgeklärt, ob er mit der Yacht Vergnügungsfahrten machen, oder ob er dieselbe wieder verkaufen wollte. Bevor noch die Herstellung

der Nacht vollendet war, erfolgte die Verhaftung des Hochstaplers.

Der Hochstapler tritt aber nicht nur unter glänzenden Namen auf. Er bedient sich der verschiedensten Masken und der mannigfachsten Vorspiegelungen, um sein Verbrechen zu verüben. Er tritt als ehrfamer Arbeiter, als kleiner Beamter auf, wenn er beabsichtigt, Dienstmädchen unter dem Eheversprechen um ihre Ersparnisse zu betrügen. Er gibt sich für einen kleinen Rentier aus, wenn er unter der Vorspiegelung, daß er eine große Erbschaft erwarte, auf den Simpelfang ausgeht. Dann spielt er wieder die Rolle eines Fabrikanten, wenn es sich darum handelt, seinem Opfer Geld zu entlocken, das angeblich als Geschäftseinlage für die Kompaniefirma eingelegt werden soll. Er schauspielert wie so viele andere Verbrecher und er ist ein bewunderungswerter Akteur.

Falschmünzer und Banknotenfälscher.

Gefälscht wird heutzutage alles, und jede nicht eingestandene Fälschung ist in gewissem Sinne Betrug. Lebensmittel, Stampiglien, Siegel, Urkunden, das Aussehen von Pferden, Karten und Würfel, Antiquitäten und Kunstgegenstände, Waffen, Möbel, Stoffe und Bücher, Handschriften und Gewebe, Banknoten und Münzen werden nachgemacht oder in der Absicht verändert, sie wertvoller erscheinen zu lassen, als sie sind. Der Pferdehändler weiß, welche Mittel er anwenden muß, um das alte Tier wie ein junges und feuriges aussehen zu lassen. Der Kunsttischler versteht es, frischem Holz den Anschein von altem Wurmstich zu geben; antike Tonwaren, ägyptische Mumien, Fayencegegenstände sind oft Fälschungen. In der Klasse der Fälscher selbst, die zumeist eines

künstlerischen Zuges nicht entbehren kann, hat auch die Intelligenz ihre Abstufungen, und auf der niedrigsten Stufe steht der Falschmünzer. Verwendet er für seine Fälschungen echtes Material, so kann er keinen Gewinn erzielen, und falsches Silber läßt sich von echtem unschwer durch Klang, Gewicht und Farbe unterscheiden. Der Falschmünzer versilbert oder vergoldet eine minderwertige Münze und verausgabt sie dann als Geldstück höheren Wertes. Beim Kastanienbrater, der an der schlecht beleuchteten Straßenecke steht, beim Greisler, dessen Laden nur von einer trübe brennenden Petroleumlampe erhellt wird, werden die Falschmünzer versuchen, ihre „Blüten“, das ist das falsche Geld, anzubringen. Sie machen einen kleinen Einkauf, um den Restbetrag, den sie für ihre falsche Münze herausbekommen, in echtem Gelde zu erhalten.

Der raffiniertere Falschmünzer geht „stradehandeln“, seine Geschäfte auf dem Lande abmachen. Er kommt zum Wirt eines kleinen Städtchens und macht dort eine Zeche. Er hat dann zu wenig Silbergeld um zu zahlen und bietet dem Wirt Gold und zwar meist fremdländische Münzen an. Der Wirt geht zum Krämer, zum Bürgermeister, zur Bahnstation, zeigt dort das Goldstück vor und erkundigt sich nach dessen Kurswert. Der Falschmünzer hat dem Wirt selbstverständlich eine echte Münze gegeben. Kommt dann der Wirt oder der, den er fragen geschickt hat, zurück, so erklärt der Mann zehn, zwölf oder noch mehr Goldstücke gerne unter dem Kurswerte herzugeben, wenn er Papiergeld dafür erhalten könnte. Der Wirt glaubt ein gutes Geschäft zu machen, ist gerne zur Gefälligkeit bereit, und nun erst übergibt ihm der Betrüger die falschen Goldstücke. Erst später, wenn der Wirt das Geld umwechseln will, erfährt er, daß er aufgefressen ist. Mittlerweile ist der Schwindler natürlich über alle Berge.

Das Verkleinern der Geldstücke ist ein sehr altes Verbrechen und wurde schon im Mittelalter verübt. Das Beschneiden der Dukaten mit einer feinen Nagelscheere, das Verkleinern des echten Goldstückes, ist ein auch heute nicht allzu selten vorkommendes Verbrechen. Die Schnittflächen werden mit Feilenstrichen wieder uneben gemacht und das gewonnene Gold läßt sich leicht veräußern. Ein hoher Aristokrat, welcher Tausende und Tausende von Golddukaten beschnitten und sich dadurch ein Vermögen erworben hat, ist wegen dieses Verbrechens lange in Untersuchung gestanden. Er zahlte dann schließlich eine hohe Geldbuße. Von einer weiteren Verfolgung wurde damals Abstand genommen. Eine Art der Münzfälschung, die zuerst von einem Engländer ausgeführt wurde, wird nach ihm die Plateronsche Fälschung genannt. Er schnitt aus der breiten Fläche eines Dukaten einen Mittelstreifen aus und lötete die Bruchstellen der Münze wieder aneinander. So erzeugte er aus fünf Dukaten sechs Goldstücke. Diese Art der Fälschung wird auch bei Papiergeld angewendet, indem man beispielsweise aus einer Hundertkrone einen schmalen Mittelstreifen, aus einer zweiten Note den Streifen rechts von der Mitte und so fort ausschneidet und die Stücke aneinander klebt. Nuchem Schapira hat derart aus 20 Hundertgulden Scheinen 21 solcher Banknoten hergestellt.

Falsche Münzen werden auch auf wenig kunstvolle Weise aus einer geschmolzenen Lösung von Blei und Zinn mittelst Stanzendruck verfertigt. Die Eruiierung derartiger Falschmünzer hat vor wenigen Jahren einem Gendarmen in der nächsten Nähe von Wien das Leben gekostet. Der Gendarm Rohl war von seinem Posten in Klosterneuburg auf einen Patrouillengang ausgesendet worden. Da er übermäßig lange ausblieb, hielt man

Nachforschungen und fand ihn im Walde auf einem Hange des Wienerwaldes, der bei Klosterneuburg ansteigt, in der Nähe des Haschhofes, ermordet auf. Es wurden zwei Kinder eruiert, die den Gendarmen gesehen hatten, als er zwei Arrestanten durch den Wald eskortierte. Die beiden Arrestanten waren verschwunden, es bestand kein Zweifel, daß sie die Mörder waren. Sie haben sich jedenfalls während der Eskorte auf den Gendarmen gestürzt, ihm das Gewehr entrisen und ihn mit seinem eigenen Bajonette getötet. Im Notizbuche, das man bei der Ermordeten vorfand, war von seiner Hand eine Bemerkung eingetragen, die sich auf eine halbverfallene Hegerhütte mitten im Walde bezog. Die polizeiliche Kommission begab sich in diese Hütte und hier fand man die primitive Werkstätte von Falschmünzern. Ein aus vier Ziegelsteinen zusammengestellter Ofen, ein zerbrochener Topf mit Bleiresten, ein Zinnlöffel, aus welchem jedenfalls das geschmolzene Blei in die Stanze gegossen wurde, und in einer Ecke unter faulem Heu versteckt, einige nicht sehr gelungene Falsifikate. Jedenfalls hat der Gendarm die Falschmünzer bei der Arbeit überrascht und sie verhaftet. Er wurde dann das Opfer seiner Berufspflicht. Die Falschmünzer und Gendarmenmörder sind bis heute nicht eruiert worden.

Viel größerer Aufwand an Talent, Energie und Ausdauer und auch an äußeren Mitteln als der Falschmünzer braucht der Banknotenfälscher. Zuerst muß es ihm gelingen, sich solches Papier zu beschaffen, wie es zur Herstellung der echten Banknoten verwendet wird. Er muß ein chemisches Laboratorium besitzen, um das Papier zu präparieren, muß auf demselben alle die feinen, oft vielfarbigen Haarlinien einzeichnen, die auf dem Banknotenpapier ersichtlich sind. Mit feinen Federzeichnungen muß er die beiden Platten der Banknote

herstellen, die Klischees oder Steindruckplatten erzeugen, die verschiedenen Farben und deren Nuancen gewinnen und schließlich eine Maschine besitzen, mit deren Hilfe er den Druck herstellen kann. Nicht der kleinste Strich, nicht das geringste Detail der echten Banknote, die darauf befindlichen Unterschriften, Serienzahlen, Ornamente, Schattierungen und Größenverhältnisse dürfen ihm entgehen. Es ist dies eine schwierige Arbeit, die unendlich viele Versuche und großes Geschick erfordert.

Einer der genialsten Banknotenfälscher war Viktor Krauthauff, welcher Zehngulden-, Fünzig- und Hundertguldennoten, Obligationen, Pfandbriefe und Staatsschuldverschreibungen mit einer solchen Virtuosität herstellte, daß selbst Fachleute auf den ersten Blick die Fälsfifikate von echten Wertpapieren nicht unterscheiden konnten, daß man erst nach längerer Untersuchung mit der Lupe und eventueller chemischer Zersetzung der Farbstoffe die Fälsfifikate als solche erkennen konnte. Lange Zeit verübte Krauthauff die Fälschungen, bis er durch Zufall eines Abends von einer Selchermeisterin, die auf der Landstraßer Hauptstraße etabliert war, angehalten wurde. Krauthauff, der mit seiner Mutter, die zugleich seine Komplizin und seine Geliebte gewesen ist, war in dem Laden erschienen, um Selchfleisch einzukaufen, und legte eine Fünzigguldennote auf den Verkaufspult. Die Selchermeisterin prüfte die Note lange und vorsichtig, Krauthauff und seine Mutter wurden nervös und flüchteten unter Zurücklassung des Geldes aus dem Geschäft. Die Frau eilte ihnen nach, ein Wachmann und Passanten beteiligten sich an der Verfolgung und als man Krauthauffs Mutter festnahm, tötete sie sich auf der Straße durch ein momentan wirkendes Gift. Viktor Krauthauff wollte auch Gift nehmen, wurde aber daran verhindert und verhaftet. In seiner Wohnung fand man ein wohleingerichtetes Labo-

ratorium, Zeichentisch, Photographenkammer, Steindruckplatten, eine Presse usw. Der Fälscher wurde zu mehrjährigem Kerker verurteilt. In der Strafanstalt wurde er in der Schneiderei beschäftigt und dort erhängte er sich eines Tages an einem Strick, den er sich selbst aus Zwirn gedreht hatte.

Obwohl auf die Fälschung öffentlicher Kreditpapiere schwere Strafen, eventuell Kerker auf Lebenszeit, gesetzt sind, lassen sich die Verbrecher dadurch nicht abschrecken. So hatte sich vor wenigen Jahren eine Kommanditgesellschaft aus drei Personen gebildet, die in Mauer nächst Wien eine außerhalb des Ortes stehende Villa ankauften, englische Druckpressen und alles sonstige Material dorthin schaffen ließen und die Erzeugung von falschem Papiergeld in großem Stile betreiben wollten. Durch Verrat kam die Polizei zur Kenntnis dieses Unternehmens und verhinderte die Ausführung desselben. Das geistige Oberhaupt dieser Fälschergesellschaft war ein Ingenieur namens Johann Ritter von Bessemer.

Durch Verrat wurde auch die letzte große Fälscheraffäre in Wien entdeckt. Es waren falsche Hundertkronenscheine in Verkehr gebracht worden, welche glänzend nachgemacht waren und sich nur dadurch von echten Notcn unterscheiden, daß die rotgedruckte Seriennummer etwas schief stand und die Zahlen zu sehr aneinandergedrückt waren. Eines Tages meldete sich bei der Polizei ein Mann, dessen Leumund nicht der beste war und erklärte sich bereit, den Erzeuger und die Herausgeber der Fälsficate zu verraten, wenn er dafür eine Belohnung von der österreichisch-ungarischen Bank erhalte. Weiter stellte er die Bedingung, daß ihm die Polizei den Wiederbesuch der österreichischen Rennbahnen, von denen er ausgewiesen war, ermögliche und daß die über ihn verhängte Ausweisung aus Budapest aufgehoben werde. Die Polizei

war gezwungen, von zwei Abeln das kleinere zu wählen, und schloß diesen Vertrag, intervenierte beim Jockeyklub und bei der Budapester Oberstadthauptmannschaft für den „Zünder“, für den Verräter, und wenige Tage nachher wurden in Wien die drei Brüder Liebel und in Agram der Steindrucker Zlamal verhaftet. Die Brüder Liebel hatten die Idee der Fälschungen angeregt und Zlamal für die Herstellung der Fälsfikate gewonnen. Den „Zünder“ hatten sie später in das Geheimnis eingeweiht und sie wollten, daß er sich an der Verausgabung der falschen Hundertkronennoten beteilige. Er verriet jedoch ihr Geheimnis.
